

Abend -



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

10.

Dienstag, am 23. Januar 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

An Georg Herwegh.

Lebendiger, vernichte Deine Lieder,  
Was kummert uns Dein Geifer und Dein Haß,  
Gieb uns den Glauben an Dein Streben wieder!  
Du steigst entehrt von Deiner Höhe nieder, —  
Wie schmachvoll ist dem Freiheitsfänger das!

Wir wollen Dich, wie Du zuerst erschienen,  
Mit reiner Seele und mit blankem Schild,  
Die Gluth der Wahrheit in den offnen Mienen,  
Bereit dem Volk mit eignem Blut zu dienen,  
Sobald's sein Recht und seine Freiheit gilt.

So hast Du Dich uns selber angekündigt,  
So hat an Dich das deutsche Volk geglaubt,  
Jetzt hast Du Dich an diesem Volk versündigt,  
Hast der Idee, die uns Dein Lied verkündigt,  
Die höh're Weihe und den Werth geraubt.

Bist Du nicht besser, wie viel' And're waren,  
Die nur für sich die Leier angestimmt? —  
Es lag in Dir ein hohes Offenbaren,  
In Deinen Liedern, die vom Himmel waren,  
Warst Du so hehr, in hehrem Zorn ergrimmt.

's war eine Lust, wenn man Dich singen hörte,  
In alle Seelen drang die heil'ge Gluth,  
Des Volkes Schirmer war's, der durch Dich lehrte,  
Du hast geseh'n, wie Dich ganz Deutschland ehrte,  
Dich und Dein Lied und Deinen hohen Muth.

Wir trauern um Dich, trauern um die Sache,  
Die Dich verliert, die Du verloren gibst. —  
Laß ab von Deiner kleinen, eignen Rache,  
Gehör' dem Volk' und seiner großen Sache  
Von Neuem an, wenn Du es wahrhaft liebst.

Was suchst Du drüben über'm alten Rheine  
Dir eine Heimath in dem fremden Nest,  
D bleib' bei uns! Entkleide Dich vom Scheine,  
Sei wieder ganz der freie Mann, der reine,  
Dann Deutschland Schande, wenn es Dich verläßt.

Carl Rosen.

Sanguinetto.

Am 18. Januar 1814, Abends um 10 Uhr,  
war es sehr finster und sehr kalt. Der Wind  
pfiß aus Norden und brachte auf die Ebenen der

Lombardei die eiskalte Luft der schneeigen Gipfel der Alpenkette. Der Schnee lag mehrere Zoll hoch. Die schlanken Pappeln an den Ufern des Po waren beeißt wie die Birken am Niemen und an der Weichsel. Die, welche im Glauben an die poetischen Beschreibungen von einem ewigen Frühlinge in Italien träumten, verwünschten jetzt, vor Frost zitternd, die lügenhaften Erzählungen der Reisenden und die Sorglosigkeit der Einwohner, deren schlecht verwahrte und schlecht geheizte Häuser nicht vor der rauhen Witterung des Winters schützten.

Wir steckten die Nasen in die Mäntel, als wir von der Tafel des Generals kamen, um in unsere Quartiere zurückzugehen, und verdoppelten unsere Schritte. Das Eis knackte unter unsern Füßen, die Kälte verwandelte unsern Athem in glänzende Krystalle, welche unsere Bärte weiß färbten. Als wir vor der Kirche vorbeigingen, welche wir links ließen, blieb der Commandant der Artillerie stehen und sagte:

„Gestern Abend habe ich hier etwas Seltsames gesehen. Das Christusbild am Kreuze in der Tiefe zwischen zwei Pfeilern übergieß sich mit einem Male mit einem glänzenden Lichte. So blieb es wenigstens zwei Secunden, worauf Alles wieder dunkel wurde, so daß ich nicht begreifen und ausfindig machen konnte, woher dieses Licht komme.“

„Nun es ist ein Wunder, ganz einfach,“ entgegnete der Kriegskommissair, ein Pariser, den ein Glas Wein weit mehr interessirte, als das merkwürdigste Phänomen, und der sich besonders wenig um religiöse Angelegenheiten kümmerte.

„Kam das Licht nicht von dem gegenüberstehenden Hause?“ fragte der Geniecapitain.

„Jrgend ein Licht des Sacristans!“ meinte der Commandant des Hauptquartiers, ein Gensd'armerieofficier, der aus Spanien kam.

„Es war finster, wie in einem Backofen, kalt, wie in Rußland, Alles schlief, und ich glaube, ich bin der Einzige, der es gesehen hat. Es muß etwas Anderes sein, aber ich kann es nicht errathen.“

„Laßt es sein, was es will. Kommt fort, daß wir uns nicht die Füße erkälten. Kommt und trinkt Punsch bei mir.“

Diesem mächtigen Beweisgrunde war nicht zu

widerstehen und wir schritten wieder weiter, als mit einem Male ein heller Glanz an der Seite der Kirche strahlte und wir inmitten eines Heiligenscheines den Gekreuzigten erkannten, während alles Uebrige im tiefsten Dunkel begraben blieb. Die Erscheinung dauerte einige Secunden, worauf sie verschwand. Wir blieben Alle erstaunt wieder stehen.

„Nun, da seht Ihr es selbst,“ sagte der Artillerie-Commandant, „es ist wie gestern Abend. Was meint Ihr dazu?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete der Ingenieur! „man müßte es morgen untersuchen. Es ist ein zurückgeworfenes Licht. Vielleicht ist ein unterirdischer Gang oder so etwas dergleichen da.“

Der heftige Gensd'armeriehauptmann brachte die Mönche mit in das Spiel und schwur, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. In demselben Augenblicke sprang er auf die Mauer zu, welche uns von dem Kirchhofe trennte und kletterte darüber. Kaum hatte er aber auf der andern Seite einige Schritte gethan, als wir ihn fluchend fallen hörten. Wir eilten ihm, aber vorsichtig, zu Hilfe, und fanden ihn in einem vor Kurzem gegrabenen Grabe, das er wegen des Schnee's nicht gesehen hatte. Brombeergebüsch hatte ihm die Hände und das Gesicht zerkratzt und außerdem war er lahm; er hatte sich den Fuß vertreten. Dieser Umstand unterdrückte das allgemeine Gelächter. Da er nicht gehen konnte, waren wir sehr verlegen, wie wir ihn über die Mauer bringen wollten.

Zum Glück erinnerte sich der Geniehauptmann, daß am Ende des Kirchhofes in der Mauer ein Loch sei, wir fanden dies ohne Schwierigkeit und trugen dann unsern Kameraden nach Hause.

Die Sorge für den Verunglückten hatte uns von der ersten Ursache des Unfalles abgebracht, als wir aber um das Bett herumsaßen, kam beim Punsch die Rede wieder darauf zurück, und Jeder erklärte die Erscheinung nach seiner Art. Der alte Commandant hielt sich an die Thatsache, ohne sich in Erklärungen einzulassen; der Ingenieur machte Hypothesen, welche der Kriegskommissair mit großem Vergnügen umstürzte, ohne etwas Anderes an ihre Stelle zu setzen. Der Verwundete selbst sagte kein Wort, und ich glaube

mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, er fing an sich zu fürchten.

Den andern Tag wollten der Geniecapitain und ich die Vertikalität untersuchen, da es aber die ganze Nacht geschneit hatte, der Kirchhof mit einem weißen Leichentuche bedeckt war, über welches nur hier und da einige einfache Kreuze auf den Gräbern hervorragten, so war keine Spur von dem gestrigen Ereignisse zurückgeblieben. Doch konnten wir uns durch den gleichförmigen Ton unserer Tritte überzeugen, daß kein unterirdischer Gang oder dergleichen vorhanden sei, aus dem das unerklärliche Licht etwa hervorstrahle. Das Christusbild selbst war fest und massiv, sowie das Dach der Kapelle und der Mauer der Kirche. Nichts rechtfertigte den Verdacht einer Betrügerei. Unsere Neugierde war im höchsten Grade gespannt.

Die Mittagstafel vereinigte uns wieder bei unserm guten Generale, der die Gastlichkeit für die größte Tugend eines Menschen hielt. Der gestrige Vorfall kam bald auf's Tapet; der General hörte Alles an und neigte sich zu der Meinung desjenigen, welcher eine Mönchslist dahinter sehen wollte.

„Sie wollen das Volk gegen uns aufreizen,“ sagte er; „Sie werden sehen, daß sie jenes wunderbare Licht für ein Zeichen erklären, die Franzosen aus Italien zu jagen. Vergessen wir nicht, daß der Kirchenbann gegen den Kaiser in allen Kirchen bekannt gemacht worden ist und alle Mittel diesen Leuten zu ihren Zwecken dienen müssen.“

In dieser Meinung ließ er Grenadierdetaschments am Eingange des Kirchhofs und der Kirche verstecken und denselben Fackeln geben, damit sie in dem Augenblicke, wenn das wunderbare Licht sich zeige, das Gebäude überall durchsuchen könnten. Als diese Anordnungen getroffen waren, stand er vom Tische auf und begab sich mit seinem ganzen Stabe vorsichtig dahin, wo wir vorrige Nacht gestanden hatten. Die Nacht war ebenfalls sehr finster und der Wind blies scharf. Wir hatten uns an die Mauer gedrückt, warteten im tiefsten Schweigen und hefteten die Augen unverwandt auf die Stelle, wo das wunderbare Licht erscheinen sollte. Schon fing man an, über die Kälte zu klagen, als das Licht plötzlich erschien, das Christusbild erglänzte, der General

sich erhob und mit donnernder Stimme rief: „Grenadiere, vorwärts!“

Der Kirchhof wurde augenblicklich umringt; die Grenadiere drangen auf zwei Seiten hinein und besetzten alle Ausgänge der Kirche, während man die Fackeln anzündete und an das Durchsuchen gehen wollte. Im Fackelschein sah man eine alte Frau, welche am Fuße des Bildes des Gekreuzigten kniete und die Hände über einen Kohlentopf hielt. Man ergriff sie und zog sie vor den General, bei dem sie halbtodt vor Schreck ankam. Die Angst hinderte sie, auf alle die Fragen zu antworten, welche man von allen Seiten stürmisch an sie richtete; indeß fing man an zu ahnen, die Sache könne recht lächerlich endigen. Die Grenadiere erhielten Befehl zurückzukommen, die Fackeln wurden ausgelöscht, und wir führten die Alte in das Hauptquartier, um sie da in aller Stille auszufragen.

Ah! es war eine gute fromme Alte, welche für Geld und gute Worte für die Seelen im Fegeseuer betete. Deshalb und damit ihre Gebete verdienstlicher wären, begab sie sich in der Nacht vor das Crucifix; damit aber ihre Hände nicht erstarren und sie die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten lassen könne, nahm sie einen Kohlentopf mit und hüllte den Kopf und die Schultern in ein Mäntelchen von grobem Luche. Der Schein auf dem Christusbilde war entstanden, wenn sie die Kohlen angeblasen, deren Glanz wegen des Mantels sich nicht zur Seite verbreiten konnte.

Der Kriegskommissair rieb sich vor Freude die Hände, da aber der General in die Geschichte verwickelt worden war, so mußte ein Jeder versprechen, die Mystification, das Wunder oder die Verschwörung von Sanguinetto zu verschweigen. Nur der Gensd'armieoffizier bezweifelte die natürliche Erklärung, und vielleicht erzählt er noch jetzt von der Erscheinung, die er in Sanguinetto gesehen, und deren Opfer er geworden.

Sanguinetto ist übrigens ein Flecken an der Straße zwischen Legnano und Mantua.

F. Tr.

## Deutsche Sprachstudien

von

Jean Charles.

9. \*)

Ur.

Ob es die Deutschen jemals zu einer Nation bringen werden, steht in Frage, daß sie aber ein Volk sind und zwar ein Urvolk, ist gewiß. Vor Allem beweist es ihre Sprache. Welche außer ihr erfreut sich eines Lautes wie des Ur? Schon dies zeugt von ihrer Ursprünglichkeit, und darum haben die Deutschen auch alle Ursache, über abgestammte Völker, wie z. B. die Franzosen, ein absprechendes Urtheil zu fällen, obwohl letztere behaupten, sie seien schon ein gebildetes Volk gewesen, während die Deutschen noch in ihren Urwäldern blinde Kuh mit den Urochsen spielten, was offenbar eine Gasconade ist und ihnen am Rheine, wenn der köln'sche Dom seine ursprüngliche gefrorne Musikform wieder haben und der greise Urvater Rhein erst ganz deutsch und frei sein wird, eines schönen Morgens urplötzlich klar werden soll; bis zu welchem glorreichen Momente der Deutsche auch die Urfehde gegen den Franzosen nicht abschwören und an seinen uralten Ideen festhalten soll. Denn diese sind der Urstoff seines gegenwärtigen Glückes, in denselben liegt die Urkunde seiner Freiheit, was seine Ur- und Ur-Urenkel noch besser begreifen werden, als er selbst; sie sind die Urvelt der germanischen Zukunft, welche diese heute oder morgen bloß urbar zu machen hat, zur Zeit nämlich des Urlaubs aus den Kriegsdiensten des Schicksals.

10.

Satz.

Warum der Deutsche fragt: Wie geht's? statt: Wie sieht's? — kann ich nicht begreifen, denn er hält doch beinahe ebenso viel auf das Sihen wie auf den Stand, wovon ich früher sprach. Sihen, wo es nur angeht, und sihen

\*) 1-8. s. in Nr. 57. vor. Jahres dies. Bl.

bleiben, bis er sich erheben muß, ist sein Grundsatz, für den er seine ganze Existenz einsetzt. Begreiflich ist's; wird er doch erst ein anständiger Mann genannt, wenn er ein ansäufiger ist: das ist in der Ordnung und er hat den Ansatz dazu und setzt es auch durch, es mag sich ihm noch so viel widersetzen. Sihen geht ihm über Alles; er nennt darum auch das Höchste im Staatsleben: den Ausdruck des Gesammtwillens — einfach Geseß und Landtagsversammlungen Sigungen; so kommen auch die Advocaten überein und setzen sich zusammen, um sich aus einander zu setzen. — Deutschland ist, wie der Corridor der Hölle, mit guten Vorsätzen gepflastert und — ich breche hiervon den Nachsatz ab, weil ich mich vor dem Sihen fürchte. Ich meine nicht das Sihen dieser Worte, denn das liebe ich wie der Seher das Drucken; ich will nur nicht die Satzungen der Censur außer Acht setzen, um im Besitze meiner Freiheit zu bleiben, der nämlich, auf gesetzlichem Wege Manchem ein wenig zuzusehen, so lange ich noch guten Muth zuzusehen habe; ein Zusatz, an dem wohl kein loyaler Deutscher viel aussetzen wird, wenn er sich in die Lage eines Autors von heute versetzt.

11.

Mann.

Es giebt männliche und weibliche Völker; die Franzosen sind ein weibliches Volk, denn sie schwagen fein und puzen sich gerne und stiften noch lieber Empörungen im Serail an; die Deutschen sind ein männliches Volk, denn sie sprechen gewöhnlich ebenso grob, als sie sich tragen, und lassen Alles trotzig beim Alten; was jedoch ihre Männlichkeit zumeist heraushebt, ist der Umstand, daß ihre Sprache das Wort Mann häufiger gebraucht als irgend eine andere. Sein Bauer ist ein Landmann; mit wem er das Vaterland theilt, sein Landsmann (der Wiener hat sogar einen Wassermann und Milchmann); sein Capitain ein Hauptmann, der Gewürzkrämer ein Kaufmann, der Lumpenkäufer ein Handelsmann, der Papierschwindler ein Börsemann, der Portier ein Hausmann. Er hat ferner seinen Biedermann und guten Mann,

was ich nicht zu verwechseln bitte, oder, besser gesagt, bitte ja nicht zu verwechseln; seinen Kriegsmann wie den Mann des Friedens; zur See vertraut Jedermann dem Steuermann, wie zu Lande dem Amtmann. Der Aschenmann Raimund's hätte über die deutsche Mannbarkeit recht gut singen können: —  
— ich bitte um Entschuldigung, mir ist der Rhythmus nicht mehr gegenwärtig, sondern blos — die Asche.

## 12.

## Schlag.

Für des Deutschen entschiedene — wenn auch nicht immer entscheidende — Mannheit spricht auch seine Schlagfertigkeit, die wirklich schlagend ist. Er schlägt immer und überall, entweder mit Tapferkeit oder Geduld, vor, nach oder darein; er giebt sogar gute Rathschläge. Er kann sich eines Todtschlages schuldig machen, selbst wenn er nicht Weinhändler ist und den Wein durch Bleizucker- und Schwefel-Einschlag vergiftet (was übrigens in gebildeten Staaten nur als ein Verbrechen bestraft wird, wofür man den Kopf nicht abschlägt). Er hält sich stets zu seinem Schlage; er überschlägt Capital und Zinsen; er bedenkt immer sorgsam, wie viel es geschlagen hat; er hält viel auf einen hübschen Menschenschlag und liebt den Rheln so außerordentlich, als er sich vor dem Schlagflusse fürchtet; seine Landschaftsmaler sind umgekehrte Zöllner, denn erstere achten auf den Baumschlag wie diese auf den Schlagbaum; sein Herz wie seinen Aker erschüttert der Donnerschlag, ein gutes Ragout in seine Pasteten giebt der Taubenschlag, und er bewundert den Nachtigallenschlag seiner Primadonnen; seine Bücher bekommen das, was an ihnen oft, wie an den rationellen Ärzten, das Beste ist, einen Umschlag; seine Brot- und Fleischtaxe schlägt auf, sein Auctionator zu, seine Wünsche schlägt er sich aus dem Sinne, da man ihm so manche nicht unbillige Bitte abgeschlagen. Trotz dem schlägt der Deutsche nicht aus der Art und bleibt stets ein Tausendsappermenter, denn bei ihm geht es immer Schlag auf Schlag.

## 13.

## Absichtlose kleine Bemerkungen über die beabsichtigte große Sprachreinigung.

Man will den Wald der deutschen Sprache aus Furcht, daß man ihn endlich vor lauter fremden Bäumen nicht mehr sehe, lichten; es soll klarer in ihm werden. Ach, wenn er nur nicht dadurch blos dünner wird! Man will das Urkind Germania's — Deutschlands, wollte ich sagen — waschen; gießet es nur nicht mit dem Bade aus. Jean Paul — Johann Paul Friedrich Richter nämlich — fand zwar, wie alle Humoristen — Einbildungsflüssige, denn Humor ist flüssig gewordene Phantasie — vor und wie wahrscheinlich Alle nach ihm finden werden, daß im Gebrauche der Fremdwörter ein gewaltiger Hebel für Komik — Gegensatzenerzeugung — liege und daß ohne denselben der komische Roman — lachenmachende Lebenserschöpfung gar nicht denkbar sei. — Nun, verlieren wir auch den Humor, bleibt uns immer noch sein Wichsler, der Wisz, und wir sind immer noch nicht gewisigt genug. Ich freue mich schon unendlich auf diesen neuen Sprachrock, an dem die deutschen Literatur-Schneider jetzt arbeiten; wenn er nur nicht zu enge wird! Am schlimmsten wären in diesem Falle die meisten Journal-Redacteurs — Zeitschriftenausarbeiter — daran, denn wenn sie alle fremden Worte und Wörter nicht aufnehmen wollen, was bleibt ihnen viel übrig? Noch übler wird es bei dieser wurzeligen — radicalen — Umgestaltung — Reform dem Schauspielwesen ergehen: die wichtigste Person — Person? — nun, Erscheinung — desselben, der Coufleur, bekommt den verdächtigen Namen Einbläser, Zuflüsterer, Dhrendiener oder Zwischenträger. Es gewährt mir großen Genuß und ich beschäftige mich jetzt stundenlang damit, alles Mögliche bei seinem rechten Namen zu nennen; so z. B. rufe ich den Billardmarqueur schon nicht mehr anders als Grünbrettspielbällezahlmerker, fülle mir meine Tabatiere als Nasenwohlgeruchsstaubbehältniß, begrüße einen Lieutenant als Standhalter, gehe statt in ein Concert in eine Töneverschmelzung, oder noch richtiger, Klangkegelschiebung und Schallstrahlenvereinigung, bewundere keinen Virtuosen

mehr, sondern einen Kunstkraftausüber, trinke statt Kaffee überseeischen Bielliebchenbohnen-saft und gehe nicht einmal mehr durch die Zimmerthür, weil Zimmer aus dem Lateinischen und Thür aus dem Griechischen stammt, sondern einfach durch den Stubeneingang. Früher befaßte ich mich viel mit Kritik, jetzt nur noch mit Beurtheilung; was aber die Kritiker anfangen werden, denen die Gabe der Beurtheilung fehlt, weiß ich nicht; je nun, sie helfen sich vielleicht mit Aburtheilen oder Verurtheilen. Wie gesagt, ich freue mich sehr über diese Reformation — Umgestaltung, wollte ich sagen, — deren Tendenz — ach, Zielerstrebung — alle Macheiferung und Consequenz — Folgerichtigkeit — verdient.

## Correspondenz - Nachrichten.

Mus Paris im November 1843.

Sie wissen, das Neujahr des Pariser gesellschaftlichen, artistischen und literarischen Lebens datirt von je vom ersten October. Mit der Einführung des Repräsentativsystems hat sich dasselbe für die höhere Gesellschaft allerdings dem Kalenderjahre um zwei Monate genähert, indem Alles, was mit den Kammern zu thun hat, seine Abwesenheit von der Hauptstadt gemeinlich bis zu deren Zusammentritt verlängert, da dieser Theil der höhern Gesellschaft dieselbe erst Ende Juni oder in den ersten Tagen des Juli verlassen kann. Auch das Schmolzen der Legitimisten und das Faubourg St. Germain hält diesen immer noch elegantesten und feinsten Theil der Gesellschaft um so mehr auf den Landstigen zurück, als sie in Hoffnung auf eine bessere Zukunft für sie mehr wie je sich bei ihren Pächtern und Bauern populär zu machen suchen und deshalb so lange als möglich unter ihnen verweilen. Endlich thut es dem König so wohl, sich in St. Cloud und Versailles ungefährdet im Freien bewegen zu können, das Wohnen auf dem Lande kommt zugleich seiner bekannten Sparsamkeit so zu Statten, daß er ebenfalls seinen Aufenthalt in St. Cloud bis Ende Novembers verlängert und es einen eigenthümlichen, fast feenhaften Anblick gewährt, das auf einer Anhöhe gelegene und die ganze Umgegend beherrschende Schloß von St. Cloud schon um 5 Uhr Abends, wenn eine Menge Besucher von Versailles noch auf dem Wege sind, hell erleuchtet und in's Dunkel der Nacht hineinstrahlen zu sehen. Somit hält sich auch, was zum Hofe gehört, jetzt länger als sonst von der

Hauptstadt entfernt. — Dagegen hält die artistische, literarische und wissenschaftliche Welt immer streng am ersten October, als dem feierlichen Eröffnungstage einer neuen Saison oder Campagne, wie man sich in unserer so vorzugsweisen polemischen Zeit auszudrücken gewöhnt hat, fest. Zu dem ersten October müssen alle auf Urlaub in die Provinzen gegangenen bedeutenden Künstler der höheren Theater und der Oper zurücksein. Mit dem ersten October eröffnet sich selbst das, hauptsächlich für die höhere Welt, italienische Theater und führt, sowie alle übrigen, seine neu engagirten Mitglieder dem Publikum und besonders der Kritik vor. Es beginnen die Einübungen der neuen Stücke, mit denen die Directionen im bevorstehenden Winter ihren Ruf zu consolidiren und ihre Casse zu bereichern gedenken. Sie werden meist im Laufe dieses Monats, spätestens aber Anfang Novembers in Scene gesetzt, und, weit davon entfernt, damit die Zurückkehr des Theils der Gesellschaft, für den sie eigentlich berechtigt sind, abzuwarten, beeilt man sich vor derselben, das Schicksal derselben, das Urtheil über sie, die nöthigen Abänderungen bereits durch die Presse und die vollzählig anwesenden Kunstkennner und einflußreichen Dilettanten von Fach völlig festgesetzt und die Darsteller mit vollständiger Routine in ihren Rollen eingeschult zu sehen, so daß der vornehmen Welt, wenn sie endlich herbeikommt, die Verlegenheit und Mühe erspart ist, selbst zu ergrübeln, was sie für die bevorstehende Saison zu bewundern und zu verwirren, wofür und für wen sie sich zu entusiastiren, welche Geschmacksrichtung und Kunsttendenzen sie einzuschlagen und die Lions des Winters in Personen wie Productionen nur zu sanctioniren habe. Die Journale unterrichten sie hinlänglich darüber, während sie sich an den ersten Feuern in den großen Kaminen ihrer Schlösser wärmen. Das in den Monaten October und November die Theater füllende Publikum bildet so gewissermaßen die Vorschmecker der vornehmen, müßigen und beschaulichen Welt; sie richten ihr die Tafel völlig zu, so daß sie nach ihrer Ankunft ohne Weiteres sich an dieselbe nur zu setzen braucht. Dies kann nicht anders sein in der so ungemainen Fülle und Mannigfaltigkeit von Kunst- und geistigen Genüssen, die Paris darbietet, bei der mit so sinnreichem Charlatanismus getriebenen Speculationssucht; wenn die von Genuß zu Genuß Glenden sich erst selbst ohne Führer darin orientiren wollten, würde die ganze Saison über dem Suchen und dem Prüfen vergehen, ganz abgesehen von der unangenehmen, getäuschten Erwartung. — So mancher Debütant müßte abtreten, so manches neue Stück von dem Repertoire entfernt werden, weil sie die Prüfung vor dem October- und November-Publikum nicht bestanden! So ist mehr wie irgendwo die Entscheidung in Kunstfachen in den Händen der Literatur, wohin sie natürlich auch am füglichsten gehört, und die französische Gesellschaft handelt auch hierin mit dem ungemainen Takt und bon sens, der sie in allen Dingen auszeichnet, und man begreift so die ungemaine Wichtigkeit, die im Allgemeinen und beson-

ders in dieser Epoche die Feuilletonisten aller größeren Blätter haben, eine so untergeordnete Rolle sie auch während der politischen Session spielen. Sie sind auch vollzählig zum ersten October von ihren Sommerexcursionen zurück. Willkürlichkeiten, Parteilichkeiten fallen dabei allerdings mannigfach vor in einer Zeit, wo aus Bestechlichkeit von Oben herab ein System gemacht und dies mit einem unglaublichen Cynismus offen verfolgt wird; indes sind dieselben unendlich weniger zahlreich, von weit weniger Einfluß, als man glauben sollte. Die höhere Gesellschaft in Paris und das zahlende Publikum überhaupt lassen sich so leicht nichts aufdringen, was ihrem äußerst ausgebildeten Geschmacke irgend zuwider ist; sie protestiren dagegen auf die energischste Weise und auf Unkosten der Theaterdirectionen, die sich von der Presse gängeln lassen, sowie sie sich dem hingeben, was ihnen gefällt, ohne mindeste Beachtung der Journalurtheile. Die Gewohnheit der Pressfreiheit mit ihren politischen Parteiübertreibungen und Ungerechtigkeiten hat den bedeutenden Unterschied zwischen dem Franzosen und dem Deutschen zuwege gebracht, daß der Erste nie, wie so oft der Andere, an seiner eigenen Intelligenz und seinem Geschmacke zweifelt, weil er sich in Differenz mit gedruckten Urtheilen oder mit der Aeußerung irgend eines bedeutenden Mannes findet; er schämt sich nie eines Enthusiasmus oder eines Tadelns, gegen den irgend eine Autorität sich äußert; schon unter der absoluten Monarchie imponirte weder seinem Urtheil noch seinem Geschmacke irgend eine Autorität, und das „*αὐτοῦ α. α.*“ der Schüler des Pythagoras hat ihn zu allen Zeiten die Achseln zucken lassen.

(Fortsetzung folgt.)

### Aus Leipzig im November 1843.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Universität Leipzig.

Es ist in neuester Zeit, wo die Tagesliteratur trotz aller Bande und Hemmnisse, welche sie noch umgeben, eine so bedeutende Macht geworden ist, und polyphenartig Alles zu umfassen strebt, was der öffentlichen Aufmerksamkeit in irgend einer Hinsicht werth zu sein scheint, gewissermaßen Mode geworden, daß Journale aller Farben und Gattungen die Universitäten in den Kreis ihrer Besprechungen ziehen und Charakteristiken derselben, sowie der an ihnen lehrenden Professoren geben. Dies Bestreben, die Einrichtungen und die Wirksamkeit unsrer höchsten Bildungsanstalten einer öffentlichen Kritik zu unterwerfen, ist gewiß nur mit Lob anzuerkennen, so lange diese Kritik wirklich mit ernster Wahrheitsliebe und Sachkenntniß geführt wird, und nicht, wie allerdings bisweilen geschehen ist, in einem leichtsinnigen Absprechen über unverstandene Einrichtungen, in einer vorurtheilsvollen Polemik gegen das Wesen der deutschen

Universitäten überhaupt oder gar in eklatsfüchtigen Klatschereien über einzelne Professoren besteht. Daß sich ein Theil jener Berichterstatter von diesen Fehlern nicht frei zu halten gewußt hat, daß Manche über Universitäten geschrieben haben, denen jeder deutliche Begriff von der Idee und von dem wahren Wesen derselben mangelte: dies wird demjenigen nicht entgehen, der sich einmal die Mühe nehmen will, die verschiedenen Aufsätze dieser Art zu durchlesen, welche seit dem Vorgange der „*Deutschen Jahrbücher*“ seligen Andenkens in fast allen Zeitschriften, sowohl streng-wissenschaftlichen als belletristischen, Raum gefunden haben. Aber der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf; und es ist jedenfalls von Wichtigkeit, in gewissen Zeiträumen einen prüfenden Blick auf die einzelnen Universitäten zu werfen, damit eines Theils Fortschritte und Verbesserungen ihre Würdigung finden, andern Theils durch den offenen und unverhohlenen Tadel alles Tadelnswerthen ein Anstoß zur Reform gegeben werde. Dessenlichkeit bringt auf das geistige Leben dieselbe Wirkung hervor, wie ein freier Luftzug auf das stille Gewässer; ohne ihn wird es stagnirend und saul. Zwar giebt es noch Viele, welche es für eine große Verfündigung halten, wenn die Vertreter der Wissenschaft öffentlich besprochen werden. Besonders die älteren Professoren kommen ganz aus der Fassung, wenn ihnen die Publicität in die Studirstube und vor das Ratheder rückt. Sie haben so lange im Dunkeln geseßen, daß sie sich an die Strahlen des Lichtes nicht gleich gewöhnen können. Sie werden sich daran gewöhnen müssen! — In Paris werden oft einzelne Vorlesungen von der Tagespresse besprochen, nicht selten sehr scharf besprochen. Dies geschieht bei uns nur, wenn etwa ein Schelling seine erste Vorlesung hält. Die Zeit wird aber auch bei uns kommen, wo Dessenlichkeit für Alles und Jedes sich nicht mehr versagen läßt. Ihre Nothwendigkeit liegt auf der Hand. Dann würde manche Fledermaus aufgeschreckt werden, die noch hier und da in den alten Universitätsmauern ihr lichtscheues Wesen treibt. — Dies haben wir im Auge, indem wir versuchen wollen, ein möglichst getreues Bild von dem gegenwärtigen Zustande der Leipziger Universität zu entwerfen, welche durch ihre gewiß in vieler Hinsicht anerkennenswerthen Verdienste um die Wissenschaft und durch den nicht unbegründeten Ruf, welcher ihr seit ihrem Entstehen bis auf die neuesten Zeiten zu Theil geworden ist, wohl verdient, einer genauen und sorgfältigen Besprechung unterworfen zu werden. Wir versichern, daß wir bei unsern Urtheilen keinem fremdartigen Einfluß Gehör geben und uns nur durch die tiefste, auf richtige Betrachtung und Erwägung gegründete Ueberzeugung leiten lassen werden. — Es ist eine Wahrnehmung, die sich selbst dem flüchtigen Beobachter des akademischen Lebens aufdrängen muß, daß die Universitäten, diese acht deutschen Institute, über die Zeit ihres Glanzes hinausgekommen und mehr und mehr im Sinken begriffen sind. Mit ihrer Freiheit fällt ihre Bedeutung. Wir sehr aber jene durch die Anordnungen der Staatsgewalt, beson-

ders seit den Karlsbader Beschlüssen, geschmälert worden sei, ist bekannt. Der Staat ist der natürliche Gegner der Universitäten; zwar nicht der Staat, wie er sein sollte, wohl aber, wie er ist. Ihm kommt es nur darauf an, in ihnen Schulen zur Ziehung brauchbarer Staatsdiener zu besitzen, und der eigentliche Zweck derselben, welcher nicht im Lernen, sondern im Erkennen, nicht im bloßen Wissen, sondern in der Wissenschaft beruht, existirt für ihn nicht. Er sieht die Universitäten kurzweg als Anstalten an, in welchen die Wissenschaften nicht um ihrer, sondern um seiner willen betrieben werden — eine Ansicht, welche der Idee der Universitäten schnurstracks entgegen und ihrem wahren Wesen durchaus feindselig ist. Das natürliche Bestreben derselben, sich ganz nach den Gesetzen, welche die Wissenschaft fordert, zu gestalten, mißverstehet der Staat und greift in diese Gestaltung häufig störend ein. Er mag vielleicht fürchten, daß, wenn er die Universitäten sich selbst überlasse, sich bald Alles in ein unfruchtbares, vom praktischen Leben durchaus abgewendetes Lernen und Lehren verliere — und daher jene Beschränkung der Lehr- und Hörfreiheit, jene verberblichen Zwangcollegia, jene Staatsexamina, durch welche die Facultätsprüfungen zu bloßen Nullen herabgewürdigt worden sind. Es ist wahr, der Staat hat sich durch diese Mittel eine Beamten-schaar erworben, welche als Räder in der großen Maschine, von der wir Uebrigen nur das Säusen und Knarren hören, gut zusammengreifen — aber die Wissenschaft, die Mutter alles Fortschrittes, hat unsäglich verloren — und dies ist doch im Grunde auch ein Verlust

für den Staat. — Politische Rücksichten sind in den letzten Decennien hinzugetreten, um die Einmischung der Staatsgewalt für die Universitäten noch drückender zu machen, und es läßt sich wohl kaum verhehlen, daß die akademische Freiheit und Selbständigkeit, wenn man auf diesem Wege fortschreitet, ihrem Untergange allmählig entgegengeht — mit ihr der Ruhm, der Einfluß der Universitäten. Wie heilsam derselbe gewesen sei, wie die akademische Freiheit nicht bloß ein alterthümliches, verrostetes, einer neuen, aufgeklärteren Zeit unwürdiges Privilegium einer bevorrechtigten Klasse, sondern die eigentliche, nothwendige Lebensluft der Wissenschaft sei, werden dann erst spätere Geschlechter an ihrem Verluste erkennen. — Ja, wenn die Theorie auch nicht lehrte, wie der wahrhaft wissenschaftliche Geist nicht im Zwang, sondern nur in der Temperatur einer völligen Geistesfreiheit gedeihen könne: wahrlich, die Erfahrung hat es klar gezeigt, wie in Folge jener angewendeten Zwangsmittel der wissenschaftliche Sinn auf den Universitäten mehr und mehr sinkt, ein gemeines, egoistisches, handwerksmäßiges Einternen überhandnimmt, und eine totale Verschlechterung der studirenden Jugend einzureißen beginnt. Diese Klage erschallt fast auf allen Universitäten, weil fast auf allen dieselbe verberbliche Einwirkung statt gefunden hat. Leipzig macht keine Ausnahme. —

(Fortsetzung folg.)

## F e n i s t e t o n .

Ein Meisterschuß. Vor einigen Jahren that ein holländischer Ansiedler am Cap der guten Hoffnung, van Byk, einen Schuß, der an den Schuß Wilhelm Tell's erinnert. Er selbst erzählt die Sache auf folgende Weise: „Meine Frau saß im Hause nahe an der Thür und die Kinder spielten um sie. Ich war draußen in der Nähe des Hauses mit einem Wagen beschäftigt, als plötzlich, obgleich es Mittag war, ein ungeheurer Löwe erschien und sich ruhig in den Schatten, gerade auf die Schwelle der Thür legte. Meine Frau blieb entweder aus Furcht, oder weil sie die Gefahr kannte, welche jeder Versuch zu entfliehen mit sich bringen mußte, bewegungslos auf ihrem Plage, während sich die Kinder in ihren Schooß flüchteten. Ihr Geschrei erregte meine Aufmerksamkeit und ich eilte nach der Thür hin, aber man kann sich mein Entsetzen denken, als ich den Eingang auf eine solche Weise verrammelt sah. Obgleich mich das Thier nicht gesehen hatte, so war doch, da

ich keine Waffen bei mir hatte, ein Entkommen unmöglich; ich schlich indes, fast ohne zu wissen, was ich thun wollte, an dem Hause nach dem Fenster meiner Schlafkammer hin, wo, wie ich wußte, mein geladenes Gewehr stand. Glücklicherweise hatte ich dasselbe in eine Ecke dicht an das Fenster gestellt, so daß ich es mit der Hand erreichen konnte. Zum Glück stand auch die Thür der Kammer auf, so daß ich hindurch und auf die Hausflur zu meiner Familie sehen konnte. Der Löwe fing an sich zu bewegen, vielleicht in der Absicht, einen Sprung auf die Meinigen zu thun, es war kein Augenblick mehr zu verlieren, ich rief demnach der Mutter leise zu, sie solle ruhig sein, und schoß. Die Kugel sauste gerade über dem Kopfe meines Knaben hin, drang in die Stirn des Löwen unmittelbar über den Augen ein und streckte ihn nieder, so daß er nicht mehr zuckte.

19.

Druck von Philipp Neclam jun.  
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.